

Für Sabine Weber

Ein paar Worte zur Eröffnung ihrer Ausstellung am 06.10.2023

Dies ist eine besondere Ausstellung, zum einen, weil sie überhaupt stattfindet. Denn geplant war sie für Juli letzten Jahres, musste dann wegen Krankheit kurzfristig abgesagt werden, wobei überhaupt nicht absehbar war, was werden würde. Und nun – das macht sie zu einem besonders freudigen Ereignis – kann die Ausstellung doch stattfinden! Eine besondere Ausstellung ist sie zum anderen deshalb, weil es sich um einen Abschluss und einen Rückblick auf eine sehr lange Schaffenszeit handelt. Es ist ein Querschnitt aus Sabine Webers Sicht, und für diese Sicht steht – ich muss hier einflechten, dass die Ausstellung eigentlich zwei Titel hat: den auf der Vorderseite der Einladung und den auf der Rückseite – für ihre Sicht also scheint mir das Wort „Lieblingsstücke“ zu stehen: Die meisten Exponate sind Stücke, die sie nicht aus der Hand gegeben hat, die die Wohnung der Webers bevölkern und die die Erinnerung an Phasen des langen, gegangenen Weges wachhalten.

Der Ausstellungstitel auf der Vorderseite der Einladung: *Unikate in Keramik und Textil* weist darauf hin, dass wir es mit zwei großen Werkgruppen zu tun haben, denen zwei vollkommen verschiedene Techniken und Vorgehensweisen zugrunde liegen. Ob es einen tieferen Grund für diese Dualität gibt, einen tieferen Zusammenhang, - darüber möchte ich nicht spekulieren. Stattdessen möchte ich einfach zu beiden Werkgruppen ein paar Überlegungen anstellen.

Ich könnte mir denken – und hier zehre ich von der eigenen Erinnerung an die Zeit, als Ende der 50er Jahre des letzten Jahrhunderts die Jeans aufkamen: sie hießen damals noch Nietenhosen, später Bluejeans und waren allesamt einfach uni dunkelblau. Einziger Akzent waren die farblich hervorstechenden Ziernähte. Die Hosen waren zuerst ziemlich brettsteif und unbequem; sie mussten erst durch Tragen und Waschen weicher werden und sich der Körperform der Trägerin oder des Trägers anpassen. Im Laufe von Getragen- und Gewaschenwerden aber veränderte sich die Farbe der Jeans besonders durch Abrieb an den am meisten strapazierten Stellen, und plötzlich wiesen die Jeans – im kontinuierlichen Übergang vom tiefen Indigo bis zu fast Weiß – eine unerschöpfliche Skala an Blautönen auf. An den fast weißen Stellen waren die Hosen allerdings alsbald zerschlissen und (damals jedenfalls) am Ende ihrer Lebenszeit angekommen. Später hat dann die Mode diese Effekte auf- und damiz sozusagen dem Getragen-werden vorgegriffen, indem die Bluejeans schon im Herstellungsprozess mit

allerlei Mitteln malträtirt wurden, um die verschiedensten Farbnuancen und einen verschieden starken Abrieb bis hin zur gewollten Zerschissenheit zu erzeugen. Ich könnte mir nun denken, dass Sabine Weber einfach eines Tages diese unendliche Skala an Nuancen eines (wie ich es nennen möchte) Grundblaus aufgefallen ist und sie auf die Idee gebracht hat, diese textile Palette von Blautönen gestalterisch zu nutzen.

Wenn es so war (ich weiß es ja nicht und erlaube mir hier doch eine Spekulation), dann war mit dieser Idee eigentlich noch gar nichts gewonnen. Denn nun mussten erstens große Mengen von Jeansstoff aller Schattierungen gesammelt, gesichtet und sortiert werden, und es mussten zweitens Verarbeitungsmöglichkeiten und Formen entwickelt werden, um aus dem Stoff verschieden gestaltete Elemente herzustellen: all die Patches, Röllchen, Knoten und Schlaufen, also sozusagen die textilen Pinselstriche, die sich dann auf Flächen anbringen ließen (wobei auch noch Methoden einer dauerhaften Fixierung auf einer Trägerfläche erfunden werden mussten), um schließlich jene textilen Unikate zustande zu bringen, von denen wir hier in der Ausstellung einige Beispiele sehen. Es handelt sich um Zwischendinge, irgendetwas zwischen Tapisserien, in Blau abschattierenden Farbflächen, monochromen Mosaiken aus gleichförmigen Stoffelementen und überdimensional vergrößerten Rastern. Wenn wir so ein großes Stück betrachten und beobachten, wie aus dem Zusammenspiel der Blautöne der stofflichen Oberflächen mit dem einfallenden Licht und mit dem Schatten, den die kleinen Elemente werfen, zwischen denen hin und wieder auch der tragende Plexiglasuntergrund hervorblitzt, - wie also ästhetisch reizvolle Flächen entstehen, aus denen manchmal auch florale oder abstrakte Formen hervortreten, dann ahnt man allenfalls die Mühe und den unendlichen Arbeitsaufwand, der in jedem dieser Objekte steckt. (An dieser Stelle, denke ich, sollte auch Peter Weber erwähnt werden, der, wo es nötig war, Hunderte kleiner Löcher für die Fixierung der Stoffelemente in die Plexiglasscheiben gebohrt hat, alle schnurgerade in Reihe und alle im genau gleichen Abstand – eine schier unendliche Arbeit!)

Vollkommen anders liegen die Dinge bei der zweiten Werkgruppe, den Keramiken. Dass man aus einem feuchten Tonklumpen etwas formen und dass man der entstandenen Form durch Brennen Dauer verleihen kann, ist eine der ältesten Entdeckungen der Menschheit. Die ältesten Zeugnisse (gebrannte Tongefäße) stammen aus der Jungsteinzeit. Die Erfindung der Töpferscheibe (sicher belegt für Mesopotamien etwas 3000 v. Chr., vielleicht aber wesentlich früher in Indien erfunden) muss für die Töpferei eine Revolution bedeutet haben, weil man nun wesentlich feinere und raffiniertere Formen herstellen konnte. Damit erzähle ich Ihnen natürlich

gar nichts Neues. Was mich daran fasziniert, ist der Fortbestand dieser Jahrtausende alten Technik bis heute, an deren Prinzipien sich eigentlich nichts geändert hat, und dass man genau wie vor fünftausend Jahren aus einem Klumpen Ton etwas formen und der Form durch Brennen Festigkeit und Dauer verleihen kann. Wenn es nicht darum geht, Gebrauchskeramik in Serie herzustellen, wenn also keine zwei Stücke gleich sein müssen, dann eröffnet sich ein Freiraum, der unendlich viele Formen zulässt, weil die Kurve, die die äußere Form des Werkstücks bestimmt, kontinuierlich und damit unendlich fein variiert werden kann. Begrenzt wird dieser Freiraum nur durch die Gesetze der Schwerkraft: das fertige Objekt muss standstabil sein und sollte auch bei leichtem Antippen nicht aus dem Gleichgewicht geraten. Viele der hier ausgestellten keramischen Unikate verdanken ihre Entstehung dieser klassischen Technik. Allerdings nicht alle wie z.B. das zweiteilige Objekt mit den Gitarrensaiten dazwischen: wie das gemacht ist mit seinen eckigen Kanten und präzisen Aussparungen, ist mir ein Rätsel; da müsste uns Sabine Weber noch Nachhilfeunterricht geben.

Ein zweiter wesentlicher Aspekt der Keramiken betrifft die Gestaltung ihrer Oberfläche. Man kann sie in der verschiedensten Weise gestalten: Man kann sie mit Acrylfarben bemalen oder mit Keramikfarben fassen, die mit eingebrannt werden. Und man kann das fertige Stück noch in einem weiteren Brennakt glasieren. Irgendwo habe ich gelesen, dass das Glasieren keine ganz einfache Sache ist, wenn man keinen Hochglanz erzielen möchte und nicht möchte, dass die Stücke „speckig“ aussehen, sondern wenn sie nur seidenmatt glänzen sollen. In jedem Fall aber verändert die Glasur die Oberfläche, indem sie die Poren verschließt und damit die charakteristische Stofflichkeit des gebrannten Tons verschwinden lässt oder verschleiert. Und die Glasur beeinflusst den Farbeindruck, weil sich der Glanz (auch ein seidenmatter Glanz) gewissermaßen über die Farben legt – etwas übertrieben gesagt: weil der Glanz die Farben einsperrt. Natürlich ist eine Glasur überall dort unerlässlich, wo es auf Wasserundurchlässigkeit ankommt. Wo es darauf aber nicht ankommt, kann die Glasur wegbleiben und der Stofflichkeit des Tons und der farblichen Fassung der Oberfläche den Vortritt lassen – wobei eine Form der Oberflächenbehandlung besonders interessant ist, das Engobe-Verfahren. Dabei wird, wie ich mir habe erklären lassen, ein soweit verdünnter, mit einem Pigment versetzter Ton entweder mit dem Pinsel oder mit der Spritzpistole auf das Werkstück vor dem ersten Brand aufgetragen. Die Spritz-Technik erlaubt feinste farbliche Übergänge und Schattierungen und erzeugt eine farblich variierende Oberfläche, die dann auch noch durch Bemalung weiter gestaltet werden kann. So entstehen die keramischen Unikate.

Auch im Fall der Keramiken sehen wir etwas nicht. Die Exponate, die wir hier betrachten können, sind ja allesamt in folgendem Sinne gelungen: Sie haben den Brennprozess erfolgreich und unbeschadet überstanden, sind im erwarteten Maße geschrumpft, haben sich nicht verformt und sind nicht gerissen! Jeder Brennprozess ist für die Künstlerin ein Abenteuer. Einmal das Werkstück in den Ofen gestellt und diesen angeheizt, kann sie nicht mehr eingreifen, muss sie das Ergebnis abwarten und kann nur hoffen, dass es gelingt und etwa so wird, wie sie es sich vorgestellt hat. Freilich: dabei hilft ihr lange, lange Erfahrung, oder besser gesagt: hat ihr Erfahrung geholfen. Die gelungenen „Lieblingsstücke“ aus einer Schaffenszeit von 50 Jahren sehen wir hier und können wir hier in Ruhe betrachten, wozu ich sie herzlich einladen möchte. – Ein Wunsch bleibt aber noch anzufügen, nämlich dass sich an die drei Punkte auf der Vorderseite der Einladung noch viele, viele weitere Punkte anhängen mögen!

(Jens Kulenkampff, im Oktober 2023)